

Rede zur Verleihung des PREISES FÜR SCHAUSPIELKUNST 2015
an Mario Adorf am 3. Juli 2015

© Dr. Michael Kötz

„Mario Adorf beliebtester Schauspieler Deutschlands, Til Schweiger abgeschlagen“ – so die Headline zum Ergebnis einer Umfrage nach den Lieblingschauspielern der Deutschen. Und wenn die jetzt noch wüssten, wie nett der Mann sein kann, wie unglaublich wenig Star-Allüren dieser Star aller Filmstars Deutschlands hat, dann, ja dann wären sie, glaube ich, völlig aus dem Häuschen. Wenn, ja, wenn da nicht eines wäre, der größte Fehler, den der Mann je gemacht hat in all den Jahren, was seine Beliebtheit anbetrifft – einen, der auch nach 50 Jahren offenbar keine Chance hat auf Verjähmung. Neulich erst habe eine Verehrerin ihn wieder daran erinnert, als sie sagte: „Also ich bewundere sie ja schon lange und finde Sie ganz toll, nur eines nehme ich Ihnen heute noch übel und kann es Ihnen einfach nicht verzeihen.“ „Ja, was denn um Gottes Willen“, will er wissen. Sie sagt es ihm: „Dass Sie Winnetous Schwester erschossen haben!“

Mario Adorf erzählt sie selber gern, diese Anekdote – dabei fest darauf vertrauend, dass der Zuhörer den ganzen Wahnsinn versteht, der darin liegt, so gnadenlos verwechselt zu werden als Mensch mit der Rolle. Aber meine Lieblingsstelle, die ist die, wo Mario Adorf gegenüber einer Journalistin, die ihn auch noch mal zu diesem Thema befragt, mit völliger Unschuldsmiene anschaut und sagt: „Dabei habe ich doch in die Luft geschossen!“

Ich freue mich sehr, dass er bei uns ist – meine Damen und Herren: Mario Adorf!!

Man kann sie kaum zählen und er hat sie, glaube ich, auch selber nicht im Überblick: die 141 Filmrollen, die er in seinem Leben bisher gespielt hat – zuzüglich der Theaterengagements, Hörspiele und Bücher. Kein Wunder, dass ihn alle kennen, vom Freund der Hau-Drauf-Filme bis zum Liebhaber der Filmkunst. Überall Mario Adorf. Lehnen Sie sich also zurück, meine Damen und Herren, denn das wird eine weite Reise, von Zürich im Jahre 1930 bis zum Hier und Heute im Juli 2015.

Er hat ein schönes Buch geschrieben über seine Mutter, denn ein Buchautor einer ganzen Reihe von Werken, ist er auch, dieser Mario Adorf. Seine Mutter, eine hübsche Röntgenassistentin, hatte ein Verhältnis mit einem verheirateten Arzt aus Italien und so kam Mario Adorf in Zürich auf die Welt, im Jahr als Marlene Dietrich mit dem „Blauen Engel“ berühmt wurde und als immer mehr Hitleranhänger durch die Straßen zogen und das Ende der Weimarer Republik nahe war. Alice solle ruhig bei ihm bleiben, fand der Chirurg Dr. Matteo Menniti, aber das Kind müsse weg. Empört nahm die Mutter ihren Kleinen und ging zurück in die Eifel, wo sie herkam, nach Mayen. Dort arbeitet sie als Näherin. Den Vater aus Kalabrien, den trifft Mario Adorf erst als Student und zwar genau für zehn Minuten, „um das Finanzielle zu besprechen“, wie er sagt, nämlich für sein Studium. Vater kann kein Deutsch und der Sohn noch kein Italienisch. Emotional habe es nichts zu klären gegeben, sagt Mario Adorf. Ich überlege noch, ob ich das glauben kann. Immerhin haben allein die väterlichen Gene den kleinen Mario schon mal zu einem gewissen Außenseiter gemacht, der Name Mario passte so wenig in die Eifel wie die tiefschwarzen Haare und dunklen Augen. Die Mutter geht bei feiner Kundschaft nähen, wie Elke Heidenreich schreibt, in dem schönen Bildband „Mario Adorf. Bilder meines Lebens“ bei KiWi, aus dem wir die Schwarz-Weiß-Fotos entnommen haben, die Sie hinter mir auf der Leinwand sehen. Und diese feine Kundschaft will nicht, dass die Mutter ihr Kind dabei hat. Also muss Mario ins Waisenhaus, unter der Woche, streng

katholisch. Wie Adorf Elke Heidenreich erzählt, seien die Nonnen aber nett gewesen und er hätte es geliebt, die lateinischen Liturgien bei der Messe aufzusagen. Kann er wahrscheinlich heute noch. Marios erster Bühnentext, schreibt Heidenreich. Am Wochenende darf er seine Mutter besuchen. Er wird fein gemacht, um mit ihr ins Cafe zu gehen, zu Kaffee und Kuchen, Samtanzug und Seidenbluse. Wir werden Ihnen zeigen, wie fein du angezogen bist und welche guten Manieren du hast, sagt sie zu ihm. Dass er etwas Besonderes sei, habe sie ihm da vermittelt, erzählt er.

Und er erzählt, wie er im Waisenhaus neben Schwester Arimathäe am Fenster steht und draußen werden welche auf Lastenwagen weg geschafft während die Synagogen brennen und die Schwester weint und murmelt `Die armen Menschen`. Mit neun Jahren darf Mario wieder bei Mama wohnen in einem eigenen Dachzimmerchen. Jahrzehnte später wird Adorf sie zu sich nach München holen und ihr ein Haus kaufen. Sie wird über 90 werden. Ob sie denn stolz auf ihn gewesen wäre, will Elke Heidenreich wissen. „Sie hat mir als Mann nie so ganz getraut“, sagt er, habe sich lieber an seine Frauen gehalten.

Keine Reichtümer hat man ihm in die Wiege gelegt, nicht einmal Bücher gab es daheim. Vielleicht das Talent für Sprachen. Er beherrscht vier davon. Er hat keine Ahnung damals, was er werden könnte. Schauspieler wurde man nicht. Er ist ein Liebling der Mädchen und für die Nazischule fehlte der Ariernachweis. Mutter sagt, du kannst auch Bäcker werden, aber er macht Abitur. An der Uni in nahen Mainz musste man kein Schulgeld zahlen. Soll er Literatur studieren? Macht er. Und Philosophie, Psychologie, Kriminologie, Musikgeschichte und Theaterwissenschaften auch. Aber das kann er unmöglich alles fertig studiert haben.

Im Studententheater jedenfalls kommt er auf die Idee, er könnte Schauspieler werden. Das war 1952. Wie wir wissen, war das eine gute Idee. Aber wie wir auch wissen, ist es immer die Kindheit, die die Grundlagen legt für alles, was wir tun werden im Leben.

In den frühen 50er Jahren finden wir Mario Adorf in München. Auf Zimmersuche sei er gewesen, als er an einem Haus mit blauem Schild und roter Schrift vorbeikam, der „Otto Falckenberg Schule“, und er habe halt ein Aufnahmeformular mitgenommen. 250 Bewerber, 16 wollen sie nehmen. Adorf darf vorspielen – und macht das so: rennt von ganz hinten laut schreiend über die Bühne der Münchner Kammerspiele und knallt dabei vor lauter Schwung und Begeisterung von der Bühne, der Jury vor die Füße, die sich vor Lachen nicht mehr halten kann. Ein „Scheiße“ des Prüflings habe man dann noch leise aus dem Bühnengraben gehört. Und der Chef der Jury, Regisseur Schweikart sagt: „Lassen Sie uns den mal ausprobieren, der junge Mann hat zwei Begabungen - Kraft und Naivität“.

Ich sehe ein Bild, Kammerspiele München in den 50ern, Mario Adorf in „Peterchens Mondfahrt“, und es schießt mir durch den Kopf, dass ich da selber als 7-jähriger im Zuschauerraum gesessen haben kann. Mario Adorfs Mutter sammelt und dokumentiert die ersten Theatererfolge ihres Sohnes in einer Pressemappe: Mario Adorf und Therese Giehse, Mario Adorf und Horst Tappert, Mario Adorf und Hannelore Schroth. Und wie kam er zum Film? Durch eine Nebenrolle als Gefreiter Wagner in einem 08/15-Film mit dem Titel „08/15“, Regie Paul May, Drehzeit 1953, Hauptrolle Joachim Fuchsberger. In Teil 1, in Teil 2 ist es O.E. Hasse und Adorf ist vom Gefreiten zum Unteroffizier aufgestiegen. Teil 3 wird es natürlich auch noch geben. Aber schön daran ist, dass er gleich vorneweg eine Schauspielergarderobe verlangte anstelle der, wie er schreibt, nach 50 Männern riechenden Massengarderobe. Und dass er auf die – vermutlich unfreundlichen - Rufe des Aufnahmeleiters „Wo ist denn jetzt der verdammte Gefreite Wagner?“ nicht reagiert habe, mit der Begründung: „Ich heiße nicht Wagner, sondern Adorf.“ Das ging also damals schon los, der Mensch und die Rolle, siehe oben, Thema Winnetous Schwester Erschießen..

Soll ich schneller werden? Geht auch nicht, meine Damen und Herren. Wir fangen erst an!

Der Mann hat ziemlich Glück gleich zu Beginn seiner Laufbahn. Nicht nur, dass er schon in den Feuilletons auf den Theaterseiten auftaucht, er wird auch ziemlich schnell in die höhere Filmbahn geschossen. Robert Siodmak, der ein Jahr vor Mario Adorfs Geburt „Menschen am Sonntag“ gedreht hatte, dann auf der Flucht vor den Nazis in Hollywood in den 40er Jahren den „Film Noir“ erfindet, um jetzt 1952 zurück nach Europa, in die Schweiz zu kommen und wieder in Deutschland Filme zu drehen, - er wird Mario Adorf zu seinem ersten Filmpreis verhelfen. Siodmak erhält den Goldenen Bären 1955 für „Die Ratten“ nach Gerhard Hauptmann und 1957 dreht er den düsteren Nazi-Zeit-Krimi „Nachts, wenn der Teufel kam“ über einen Serienmörder. Den zu spielen hat Mario Adorf die Ehre. Aber es ist die Hauptrolle. Und er kriegt dafür den Bundesfilmpreis, Filmband in Gold für den Besten Nachwuchsdarsteller. Wobei ich jetzt weggelassen habe die Filme davor, alle in einem Jahr: Kirschen in Nachbars Garten, Robinson soll nicht sterben, Termin Julia wird gehalten, Mädchen und Männer, Der Arzt von Stalingrad. Ergänzt von Schwester Bonaventura, Das Mädchen Rosemarie, Bumerang, Das Totenschiff, Am Tag, als der Regen kam.

Aber warten Sie mal bis wir erst in die 60er Jahre kommen!

„Schauen Sie mal böse“ habe Robert Siodmak zu ihm gesagt, als er entscheiden wollte, ob er ihm die Rolle gibt, in einer Kneipe in München. „Zuerst schaute ich ihm nicht böse genug, dann kümmerte er sich um meinen Muskelfaserriss mit Eisspray und danach, als er sich wie ein Samariter fühlen konnte, blickte ich ihm plötzlich böse genug“, erzählt Mario Adorf und fügt hinzu, es sei eine Art Selbstbetrug von Siodmak gewesen. Eine ganze Lesetournee macht Mario Adorf mit seinem Buch „Schauen Sie mal böse“ übrigens, auch im Herbst dieses Jahres 2015 wieder. Und er erzählt – in einem Gespräch mit der „Welt“: in diesem Film damals ging es mir darum, die Hintergründe dieses Massenmörders auszuleuchten. Ich wollte keinen Bösen spielen, sondern einen Kranken. Ich wälzte sämtliche Akten, wollte wissen, warum der so geworden ist. Es wird ja niemand böse geboren. Bei den Guten will man über diese Hintergründe nichts wissen. Das Gute dazustellen, wird schnell langweilig.“

„Sie haben ja oft die bösen, dunklen Charaktere gespielt“, fragt ihn ein Journalist des Deutschlandfunks. „Ich habe es auf meine Haarfarbe geschoben. Als ich schwarzhaarig war, sah das natürlich typischer aus für die Bösewichtrollen.“ „Später waren es auf einmal die Patriarchen, die väterlichen Figuren?“, fragt er nach? „Ja, später mit den helleren Haaren hat sich heraus gestellt, dass ich auch eine andere Seite habe.“

Diese andere Seite war gewissermaßen verborgen, gut versteckt unter den schwarzen Haaren und dunklen Augen, die beide zusammen so schön böse wirkten. Wir ersparen es uns jetzt, darüber nachzudenken, warum die blonden Deutschen, die so oft selber gar nicht blond sind, das Dunkle mühelos als „böse“ identifizieren, nur weil es südlich-dunkel aussieht. Ersparen wir es uns. Der schlaue Mario hat das alles natürlich gewusst und er hat es benutzt. Selber hatte er ja keinen Zweifel, wer er in Wahrheit auch noch ist und versteckt hinter den dunklen Haaren des Klischees, hat er dieses „Ich bin eigentlich ein Anderer“ aber auch damals schon heimlich doch vorgezeigt, es anklingen lassen, durchscheinen lassen, ohne es auszustellen. Und so hätte keiner seiner damaligen Fans von diesem etwas bulligen, südländischen Typ angenommen, dass der gleich mehrere Wissenschaften studiert hat – und von dem Frauenschwarm, Typ gereifter Herr mit grauem Haar, später vielleicht auch nicht. Das äußere Bild und die innere Wahrheit, das Raue und das Feine – vielleicht ist es dieser Gegensatz, der ihn überhaupt dazu gebracht hat, Schauspieler werden zu wollen.

Sein Spielen jedenfalls, so schreibt es Tim Präse im Focus, wirke „schwer und tief im Leichten, in den lustigen Rollen – dafür aber leicht im Schweren, in den schwierigen Rollen“.

In den 60er Jahren wurde auch Italien zur Filmheimat für Mario Adorf, unterbrochen von einmal Hollywood und wieder zurück. Es waren die Dreharbeiten zu Sam Peckinpahs „Sierra Charriba“ von 1965 und die Art, wie man dort mit ihm umging, die ihm klar machten, dass Hollywood, wie er schreibt, für ihn nie und nimmer das gelobte Land sein würde. Zum Mexikaner geworden war er schon 1961, in der französisch-italienischen Koproduktion „Haut für Haut“ von Robert Hossein, es folgte „Wer sind Sie, Dr. Sorge?“, „Die Schachnovelle“, dann noch einmal unter der Regie von Siodmak „Mein Schulfreund“, im selben Jahr „Vergewaltigt in Ketten“, die „Straße der Verheißung“ und sehr schön auch „Freddy und das Lied der Südsee“. Zu Ausgleich folgen dann aber „Lulu“ von Rolf Thiele und „Die endlose Nacht“ von Will Tremper, den wir letzten Sonntag Mittag gezeigt haben. Und dann passiert es, dann kommt „Winnetou Teil 1“ – Mario Adorf wird zum bösen Santer, der, sie ahnen es schon: Winnetous Schwester erschießt.

„Für mich war die Rolle gar nicht interessant“, erzählt Adorf. „Dieser Santer hat keinerlei Unterbau, an ihm ist einfach alles böse. Ich hatte die Rolle schon abgesagt. Aber ein Kritiker, der mir sehr nahe stand – er hatte die Laudatio zu einem allerersten Bundesfilmpreis als Nachwuchsschauspieler gehalten - sagte mir: ‚Karl May müssen Sie spielen, Karl May ist Kulturgut, deutsches Kulturgut‘. Er hat mich sozusagen überredet. Das ist auch die Rolle, die mich am wenigsten interessiert hat.“

Schöner war es bei Sam Peckinpah, 1964, Dreharbeiten zu „Sierra Charriba“, Senta Berger ist auch dabei. Er spielt da den Mexikaner, für die Amerikaner im Filmteam aber ist er ein Nazi, - und zwar nur, weil er aus Deutschland kommt, erzählt Adorf. Ein Kollege fragt ihn, woher er komme. Er sagt dann in deutschem Englisch „Ei liff in Mexico Zittie“, woraufhin der – den Scherz ignorierend - wissen will, was er denn gemacht habe zu Kriegszeiten in Deutschland. „Ei onlie faut ze Russians, I was an anti Nazi“, sagt Adorf. Woraufhin der andere „Heil“ ruft und Adorf brüllt „Hitler“. „Da hat er dann erst verstanden, dass ich ihn auf den Arm genommen habe“, erzählt Adorf.

Aber zurück nach Europa. Denn Adorf hat eigentlich gar keine Zeit für sowas. Im Jahr 1962 spielte er in „Moral 63“, in „Die 12 Geschworenen“, in der „Endstation Sahara“, außerdem in „Der letzte Ritt nach Santa Cruz“, zwar eine Hauptrolle aber ein schlechter Film, sowie in Italien in „Der Ehekandidat“, ein Jahr später in „Vorsicht, Mister Dodd“ neben Heinz Rühmann, in „Die Goldsucher von Arkansas“ mit Horst Frank, in „Unser Mann aus Istanbul“. 1964 dreht er im spanisch-deutschen Western „Vergeltung in Catano“, dann neben Henry Fonda in der Koproduktion USA-Europa „Spione unter sich“, in dem italienisch-deutschen Film „Ich habe sie gut gekannt“, in dem britischen Film „Ten little Indians“, dann 1965 in Rolf Thieles „Die Herren“, in Wolfgang Staudtes „Ganovenehre“, neben Gerd Fröbe, dann wieder in Italien, „Operazione San Gennaro“, in „Zärtliche Haie“, dann in „Das Über-Sinnliche“ oder auch in „Ladies, Ladies“.

Warum das alles, will eine Journalistin Jahrzehnte später von ihm wissen. „Der tiefe Grund, obwohl ich mir das nicht so gerne eingestehe, wird wohl sein: Ich möchte geliebt werden“, sagt Adorf. Und das, obwohl er sich so gerne an Fritz Kortner erinnert und wie der einst schon zum Beginn seiner Karriere zu ihm gesagt habe „Misstrauen Sie dem Applaus. Sie wissen ja gar nicht, wer da unten sitzt!“

Nein, es nützt nichts, vielleicht hat ja bekanntermaßen alles rückwärts gesehen einen Sinn, aber gelebt wird vorwärts. Mario Adorf macht weiter, spielt die Hauptrolle in „Engelchen

macht weiter, hoppe hoppe Reiter“. Jetzt haben Sie aber zu früh gelacht, denn der ist von Michael Verhoeven und es ist eine Persiflage auf die Sexwelle der Zeitschriften und des Kinos damals. Zur selben Zeit dreht er aber auch in „Amigos“, keine Ahnung, was das ist, oder in „Maßnahmen gegen Fanatiker“, in „Die Herren mit der weißen Weste“. Halt! Der ist auch wieder anders, nämlich von Wolfgang Staudte und eine wunderbare Ironie der Wirtschaftswunderzeit und in der alles spielt, was damals Rang und Namen hat: Martin Held, Walter Giller, Heinz Erhardt, Hannelore Elsner. 1968 spielt er in „Das rote Zelt“ neben Sean Connery, Hardy Krüger, Peter Finch und Claudia Cardinale. Er spielt bei Sergio Corbucci in „Fahrt zur Hölle, Halunken“ und in dem Thriller „Das Geheimnis der schwarzen Handschuhe“. Am Ende der 60er Jahre noch ein Robin Hood Film, „Der feurige Pfeil der Rache“ – und dann passiert etwas Neues.

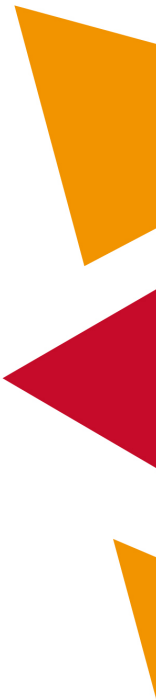
Mit den neuen, jungen deutschen Regisseuren ist ein neues Kino im Land entstanden. Und Mario Adorf ist dabei. „Deadlock“ von Roland Klick ist zwar ein Western, aber einer für den Roland Klick 1971 - für seine „psychedelische Ästhetik“, steht so in der Presse damals! - den Bundesfilmpreis, das Filmband in Gold erhält. Adorf spielt die Hauptrolle. Es finden sich noch drei nahezu unbekannt geblieben Filmwerke im selben Jahr und es findet sich Jerzy Skolimowskis „König, Dame, Bube“ sowie eine italienische Fernsehserie „Pinocchio“, „Der Mafia Boss“ oder „Toll trieben es die alten Germanen“ – dann aber auch „Die Reise nach Wien“, der erste Film von Edgar Reitz, der später Weltruhm erlangt mit seiner Monumentalfilmreihe „Heimat“. Hier spielt Adorf den Fred Scheuermann im Hunsrück, unweit seiner Heimat, und mit ihm spielen die blutjungen Damen Elke Sommer und Hannelore Elsner. Mario Adorf gehört jetzt auf einmal dazu, zum neuen deutschen Film. Er wird zwei Jahre später in „Die verlorene Ehre der Katharina Blum“ auftreten, also bei Schlöndorff und von Trotta den Polizeikommissar spielen, er wird die Hauptrolle in „Bomber & Paganini“ von Nikos Perakis haben, neben Heinz Rühmann in „Gefundenes Fressen“ von Michael Verhoeven spielen, wird den Bauern verkörpern in Reinhard Hauffs „Der Hauptdarsteller“, wird dann bei Wolf Gremm in „Tod oder Freiheit“ sein, in „Deutschland im Herbst“ von 1977 auftreten – und schließlich in der „Blechtrommel“ von Grass in der Regie von Schlöndorff die Hauptrolle als Alfred Matzerath so verkörpern, dass der Film nicht zuletzt seinetwegen sowohl die Goldene Palme in Cannes wie den Oscar gewinnt.

Mario Adorf hat in diesen Jahren auch in Filmen wie „Fedora“ von Billy Wilder oder in „Die Ermordung Matteottis“, „Giganten der Landstraße“ oder „Milo, Milo“ gespielt oder dann in der USA-Italien-China-Koproduktion „Marco Polo“ – aber Mario Adorf ist jetzt vor allem ein wichtiger Darsteller im jungen, intelligenten deutschen Kino.

Wie er dahin gekommen wäre, will ein Journalist der WELT wissen und Adorf sagt: „Ich war offen. Die anderen in meinem Alter sagten, das ist doch nichts, was die Jungen da machen und ich sagte, wir brauchen etwas Neues.“

Es muss an den vielen vielen Rollen in den vielen nicht unbedingt für die Filmgeschichte existentiellen Filmwerken der Liebhaber des Hau-Drauf-Kinos gelegen haben, dass manch einer Mario Adorf diesen Wunsch nach neuen, klugen Filmen diesem nicht wirklich zugetraut hat. Und wenn noch Jahre später der Journalist der WELT wissen will, ob er, Adorf, denn nach der Erfahrung mit der „Blechtrommel“ die Welt mit anderen Augen gesehen habe, dann spricht das Bände einer tiefen Fehleinschätzung. Weshalb Adorf ja auch anmerkt: „Für mich war da nichts wirklich Neues. Ich bin schon als Germanistikstudent mit der Literatur eines Böll oder Grass in Berührung gekommen. Mit Günter Grass bin ich bis heute freundschaftlich verbunden.“

Aber dieser Hinweis hat dem Journalisten noch nicht gereicht. Ob er denn dann auch anders wahrgenommen worden wäre – von wem? Von ihm, dem Journalisten? – nachdem er diesen



rheinischen Lackfabrikanten Haffenloher gespielt hätte in Helmut Dietls „Kir Royal“ – Stichwort „Ich scheiß dich doch so zu mit mein Jeld“ „Naja“, sagt Adorf, „das hatte ja schon Wurzeln bei Fassbinder und dem Baulöwen, den ich in „Lola“ mime.“

So ist es. In „Lola“ mit Barbara Sukowa hatte ihn Rainer Werner Fassbinder eingesetzt als einen der drei Protagonisten seiner Wirtschaftswundersatire. Und dass er Schauspieler bei Jean-Marie Straub in dessen „Klassenverhältnisse“ war, das hatte Adorf ebenfalls schon längst weit jenseits, man möchte sogar sagen, meilenweit jenseits, seiner Bösewicht-Klischee-Rollen gezeigt. Seine Hauptrolle in „Via Mala“ von Tom Toelle nicht weniger. Aber diese Fernsehserie „Kir Royal“ mit dem Boulevardreporter Baby Schimmerlos, gespielt von Franz Xaver Kroetz und Mario Adorf als dieser Fabrikant Haffenloher – diese Rolle katapultiert ihn sozusagen endgültig und massenhaft ins Bewusstsein der Deutschen – als jemand, der nicht nur diesen verhängnisvollem Schuss machte auf Marie Versini, äh Nscho-tschi, also Sie wissen schon: Winnetous Schwester..

„Beim Haffenloher hatte ich ein echtes Vorbild“, erzählt Adorf. „Einen rheinischen Lackfabrikanten. Ich hatte ihn zu Beginn der 80er beim Filmball getroffen. Er sagte zu mir ‚Mensch, Adorf, die Nastassja Kinski, dat is ja n dollen Weib, könnse mir die nich mal vorstellen?‘ Habe ich selbstverständlich nicht gemacht. Er war dann ziemlich beleidigt, als er mich in der Rolle des Haffenloher sah – und wiedererkannte. Aber das war eine wunderbare Rolle: ein Mann, den man als Vollidioten kennenlernt, der aber am Ende durch sein Geld kriegt, was er will. Ein herrlicher Böser,“ sagt er, sei das gewesen.

Mario Adorf kriegt 1974 den „Ernst-Lubtsch-Preis für seine Rolle in „Reise nach Wien“ von Edgar Reitz, 1978 den „Bambi“ als beliebtester Schauspieler des Jahres – wohlgemerkt ist das schon vor nahezu 30 Jahren, er kriegt 1982 das Filmband in Gold für die Rolle in „Lola“, 1986 den Deutschen Darstellerpreis als Bester Darsteller in „Via Mala“. Mario Adorf lebt jetzt seit 20 Jahren in Italien, auch in Italien, arbeitet und vor allem lebt dort, sehr italienisch, in vollen Zügen den italienische Genen des Vaters folgend. Er streitet sich mit seinem Freund Peter Berling, wunderbar nachzulesen im schon erwähnten Bildband, „Bilder meines Lebens“, darüber nämlich, wer von beiden besser ins Bild kommt bei den Dreharbeiten zu „Franziskus“ von Liliana Cavani 1987. 1985 hat Maria Adorf zum zweiten Mal geheiratet – und mit dieser Frau, der Fotografin Monique Fay, lebt er auch heute zusammen. Er hat sie in seiner Zeit in Frankreich kennengelernt und sie spricht kein deutsch. Aber, wie er in einem Interview ja sagte, das würde er gar nicht merken, wenn er von einer in die andere seiner Sprache wechsele.

Am Ende der 80er und zu Beginn der 90er Jahre wird aus dem Schurken Adorf wie ein Wunder ein ganz anderer, ein neuer, zweiter Maria Adorf. Er mutiert zum machtvollen Vater. Mit „Via Mala“ und mit „Heimatmuseum“ des alten DEFA-Regisseurs Egon Günther nach dem Roman von Siegfried Lenz hat es angefangen. In „Franziskus“ von Cavani wird er damit sogar zum Kardinal ernannt, Premiere in Cannes 1989. Und es geht in Dutzenden von Filmwerken so weiter. Ich zähle sie Ihnen nicht auf, obwohl ich mir das an sich fest vorgenommen hatte: jeden einzelnen seiner Filme aufzuzählen, auch die, an die er sich selbst nicht mehr erinnert. Aber es geht nicht. Es würde Mitternacht werden, den wir haben noch nicht einmal die Hälfte seiner Filme auch nur genannt! Allerdings: „Der große Bellheim“, 1992, der muss sein. Dieter Wedel gibt ihm die Hauptrolle des Kaufhausmoguls und Adorf gibt alles, so viel, dass die Bildschirme buchstäblich erzittern in Millionen von Haushalten angesichts dieses virtuosen Vierteilers. Er beschert den Adolf Grimme Preis, den Edelpreis des deutschen Fernsehens. Er hatte es ja gesagt: „Später, mit den helleren Haaren hat sich heraus gestellt, dass ich auch eine andere Seite habe“.

1990 darf Mario Adorf – ich wage mich zu sagen, endlich – einen italienischen Wirt spielen, wenn auch in Deutschland, einen Wirt, der sich der Mafia widersetzt. In „Cafe Europa“ von

Franz Xaver Bogner, 1990. Aber das ist einfach ein schönes Bild: wie Adorf da hinter einem Glas Wein sitzt, schön dunkelrotem Wein. Aber ich muss Sie enttäuschen: der Mann trinkt nicht. Ja schon, aber nicht so. „Im Genießen bin ich eher Italiener. Italiener trinken in Maßen. Wenn ich merke, der Alkohol zeigt Wirkung, höre ich auf. Ich habe kein Verhältnis zum Rausch, das hatte ich nie,“ sagt er in einem Interview mit Viva. Und er fügt hinzu: „Ich habe viele Kollegen, die leider am Alkohol zugrunde gegangen sind. Das habe ich nicht mitgemacht.“

1989 erscheint Mario Adorf in „Der Prozeß des Galileo“, die Hauptrolle in „Ex und Hopp“ von Andy Bausch, er spielt auch die Hauptrolle in einem Thriller-Zweiteiler aus dem Waffenhändler-Milieu, „Die Kaltenbach-Papiere“ von Rainer Erler mit Landgrebe und Tukur. Und er erscheint 1990 in „Stille Tage in Clichy“ von Claude Chabrol. Er ist der König im Märchenfilm „Prinzession Fantaghiro“ 1991, ein Bischof in „König der letzten Tage“ von Tom Toelle 1993, um nicht von „Bauernschach“, „Spion in Schwarz“, „Amigo mio“ von Jeanine Meerapfel zu sprechen, oder von „Maus und Katz“ von Hajo Gies. 1995 dreht Dieter Wedel „Der Schattenmann“ und Adorf ist der König der Frankfurter Unterwelt, er spielt in „Rossini – oder die mörderische Frage, wer mit wem schlief“ von Helmut Dietl und er ist der

alte Kapitän in „Fräulein Smillas Gespür für Schnee“ von Bille August, der wunderbaren Meisterregisseurin aus Dänemark. Eberhard Jungersdorf macht ihn 1997 zum Esel, nämlich in „Die furchtlosen Vier“ und Lamberto Bava 1999 zum berühmigten Piratenboß Teufelskralle

in „Die Piraten der Karibik“. Er spielt 2001 die Hauptrolle als „Beton Walter“ in „Die Affaire Semmerling“ von Dieter Wedel, den Ex-Häftling in „Epsteins Nacht“ von Urs Egger 2002, er spielt die Hauptrolle bei Volker Schlöndorff 2005 in „Enigma“, ein Zwei-Personen-Filmstück über das Leben und die Liebe. Er spielt auch den Weihnachtsmann, danach den Gärtner im Vatikan bei Papst Johannes Paul II, Karol Wojtyła, den Martin Burian in „Die lange Welle hinterm Kiel“ nach Pavel Kuhout 2012, Sie sahen ihn hier vor zwei Jahren, drüben an der Hochwasserausweichstelle des Festivals in „Die Libelle und das Nashorn“ und hier vor einem Jahr in der Hauptrolle in „Der letzte Mensch“.

„Altersglühen“ von Jan Georg Schütte 2014 ist der bislang letzte Film in meiner Liste. Mario Adorf hat den Bayrischen Fernsehpreis und die Carl Zuckmayer Medaille 1996 erhalten, einen Bayrischen Ehrenpreis für sein Lebenswerk im Jahr 2000, das Bundesverdienstkreuz 1993 und das Große Bundesverdienstkreuz 2001, den Deutschen Filmpreis in Gold für seine Verdienste um den deutschen Film 2004, die Goldene Kamera für sein Lebenswerk 2012. Er hat die Ehrendoktorwürde der Universität Mainz und er ist Ehrenbürger seines Heimatstädtchens Mayen in der Eifel. Im letzten Jahr haben sie in Mayen auch eine Straße nach ihm benannt – und das alles zu Lebzeiten.

Und wie geht es ihm? Der Tod von Udo Jürgens habe ihn erschüttert wie kein anderer in den letzten Jahren, erzählt er. Wehmütig erinnere er sich, wie er mit ihm und auch mit Peter Ustinov zusammen gegessen habe, vor allem aber merkt er an, dass er auch gern richtig mit denen und vielen andern befreundet gewesen wäre. „Aber ich war durch meine Arbeit und aus Leichtfertigkeit leider nicht in der Lage zu echten Freundschaften“, sagt er zu Viva. „Ich habe mich nie genug darum bemüht. Ein Fehler, den ich bereue.“ Und er fügt noch hinzu: „Außer bei Otto. Nach Berlin fahren, hieß zu Otto Sander fahren“. Und dabei, bemerkt die Journalistin, hat er Tränen in den Augen. Und ich übrigens auch gleich, denn schließlich stand Otto Sander noch vor kurzem hier an dieser Stelle.

„Wahrscheinlich liegt es am Beruf“, fügt Adorf hinzu. „Man kommt zusammen, ist sehr dicht beieinander und geht dann wieder seine Wege. Ich bedauere das sehr, aber es lässt sich wohl nicht mehr ändern.“



Überhaupt: das Ende von etwas. Mario Adorf scheint auch ein gewisser Lebenskünstler zu sein. Er kenne das nicht, erzählt er, dieses Dunkel nach dem Licht der Bühne, die Einsamkeit nach dem Jubel, die viele seiner Kollegen immer erlitten hätten und weshalb Harald Juhnke zu viel trank und Udo Jürgens schon am Ende seiner Konzerte vom Engel der Melancholie sang, der ihn gleich im Hotelzimmer auf ihn warte. „Ich hatte schon immer diese Gelassenheit“, erzählt er dem Focus. Und der Journalist kann es bestätigen: Schnittchen und Champagner würden bereitstehen im Hotelzimmer, aber wie immer lasse Adorf alles liegen. „Er legt sich auf die Couch und schläft kurz ein, 90 Minuten vor seinem Auftritt“, stellt er erstaunt fest. Wobei ich mich gerade frage, ob er da wirklich dabei gewesen ist... Aber schön ist diese Liste, die der Kollege aufgestellt hat: 15 mal hat man ihn erschossen, zweimal mit dem Beil erschlagen, zweimal gehängt, zweimal vergiftet, zweimal ist er überfahren worden, einmal lebendig verbrannt, einmal ertrunken, einmal ist er erstochen worden und einmal verschluckte er – in der Blechtrommel – ein Nazi-Parteiabzeichen und wurde erschossen. Und um das wichtigste nicht zu vergessen: als Mörder von Nscho-tshi stürzte er in die aufgestellten Lanzen der Apachen. Womit das ja eigentlich erledigt sein müsste... Beifall sei schön, sagt Mario Adorf, „aber die Musik, die hat hier gespielt und sie wird hier aufhören. Man sollte sich selbst nicht so wichtig nehmen.“

Damit hat er natürlich Recht. Aber wir dürfen anderer Meinung sein. Nicht nur, weil wir uns freuen, ihn bei uns zu haben, sondern auch, weil wir schon jetzt sehr stolz sind, mit unserem heutigen Preis in dieser unglaublich langen und beeindruckenden Liste von Preisen und Auszeichnungen aller Art aufzutauchen – und damit dieses unglaubliche Lebenswerk zu ehren. Aber noch mehr freuen wir uns, wenn unser Preis nicht der letzte ist, so wenig, wie wir darauf verzichten möchten, diesen großen Meister des Schauspiels weiterhin in wunderbaren Rollen zu sehen, die all das in sich tragen, was er erlebt, erfühlt, erkämpft und genossen hat, außerhalb und innerhalb seiner Rollen....

Meine Damen und Herren, bitte begrüßen Sie mit mir auf der Bühne – Mario Adorf!!

